

Sagt uns, wo die Mütter sind!?

Jacqueline Fehr, Nationalrätin SP, Winterthur¹

Wie viel Mutter braucht der Mensch? Welche Mütter brauchen wir?

Geschätzte Anwesende

Ich möchte Ihnen für die Einladung herzlich danken! Der 8. März 2004 soll ein Tag sein, an den wir uns zurück erinnern. Der erste Frauentag nach dem 10. Dezember 2003, jenem Mittwoch, als die Schweiz nahe ins gleichstellungspolitische Steinzeitalter zurück geschleudert wurde. Gerade mal eine einzige Frau sitzt in unserer Regierung. Und sie soll uns Frauen in all unserer Verschiedenheit vertreten!

Und schon sind wir mitten im Thema: unsere Verschiedenheit. Frauenleben sind bunt. Frauenleben sind geprägt durch Entscheide, durch Weichenstellungen, durch Ja zur einen Variante und Nein zur anderen. Das macht Frauen stark. Das macht Frauen aber auch schwach. Vor allem in den letzten Jahren. Die Unterschiede haben die Diskussion weitgehend dominiert. Und den Fortschritt gelähmt.

Um die heutigen Auseinandersetzungen über die Rolle der Frauen in der Gesellschaft besser verstehen zu können, lohnt es sich, sich mit den Mütterbildern, den Müttermythen und der Rolle der Mütter in der Gesellschaft eingehender zu befassen².

Wenn wir uns heute in den Regalen der Erziehungs- und Beziehungsratgeber umschauen, wird uns sofort klar. Mutterschaft ist alles! Und Gebären ist das ultimative Erlebnis. Aber nur, wenn wir uns richtig darauf vorbereiten. Also ab in den Atemkurs, ins Schwangerschaftsschwimmen, ins meditative Training! Schon alles? Weit gefehlt: Auch die Ernährung muss sorgfältig geplant werden, die Musik sollte mit wenig Bass konsumiert werden, Gespräche sollen möglichst ohne Aufregung dahinplätschern, die Sonne ist so oft als möglich zu geniessen – und überhaupt: an genügend frischer Luft darf es nicht fehlen.

Mit solch verantwortungsvollem Verhalten könnten unheilvolle Schwangerschaftsverläufe verhindert werden. Oder gar gefährliche Geburten.

Voilà! Schon stecken wir fest! Auf unser Verhalten kommt es an! Wehe, wir sind zu nachlässig, geniessen trotz wachsendem Bauch ein Glas Wein und fahren im neunten Monat noch Velo! Was, wenn dann tatsächlich eine Komplikation auftritt? Das Kind leichter ist als der optimale Durchschnittswert? Was, wenn es nach der Geburt nicht richtig trinkt. Oder häufig schreit? Hätte ich es doch mit Beethoven statt Madonna versuchen sollen?

Oder lag's gar an der Geburt? Vielleicht hätte ich doch den Mut für eine Hausgeburt aufbringen müssen. Dann wäre das Kind von ätherischen Ölen statt vom beissenden Geruch des Desinfektionsmittels willkommen geheissen worden. Wieso habe ich mich nicht durchgesetzt und eine Wassergeburt verlangt? Es ging doch um das Wohl meines, pardon unseres Kindes!

Das Wohl des Kindes! Die moralische Geissel der Neuzeit!

¹ Autorin des Buches „Luxus Kind? Vorschläge für eine neue Familienpolitik, Orell Füssli, 2003.

² Wichtigste Quelle des Referats: Herrad Schenk. Wieviel Mutter braucht der Mensch, rororo, 2002

Viele Kinder, wenig Zeit

Wenn wir in den Geschichtsbüchern blättern, sehen wir, dass das Wohl des Kindes eine sehr variable Grösse ist. Und damit auch das Verhältnis der Mütter gegenüber ihren Kindern. Nehmen wir ein grossbürgerliche Frau, die 1885 in einer wohlhabenden Familie geboren wurde und 1905, also vor gerade mal 100 Jahren heiratete. Sie könnte unsere Grossmutter oder Urgrossmutter gewesen sein. Nehmen wir an, dass sie alles andere als ein Blaustrumpf war, also keine Frau, die für die Rechte der Frauen gekämpft hätte. Hingegen war sie leidenschaftlich gerne, was man in der ersten Frauenbewegung eine Hausmutter nannte. Nie wäre sie auf die Idee gekommen, einem Beruf nachzugehen – das taten nur Jungfern oder die bedauernswerten Frauen der Unterschicht. Sie war eine selbstbewusste, mit ihrem Leben zufriedene Frau. Und sie hielt sich sicher für eine engagierte und zärtliche Mutter. Sie sah ihre vier Kinder mehrmals am Tag, liebte sie und hörte sich ihre grossen und kleinen Sorgen an. Sie hätte es aber für völlig verrückt gehalten, mit ihnen zu spielen. Spielen sollten Kinder gefälligst mit anderen Kindern – am besten unter dem wachsamen Auge der Kinderfrau. Ihre Liebe zu den Kindern hinderte sie auch nicht daran, mit ihrem Mann mehrmals im Jahr zu verreisen und die Kinder wochenlang und zum ersten Mal schon bald nach der Geburt unter der Aufsicht der Amme und später des Kinderfräuleins zurück zu lassen. Dabei hatte sie kein schlechtes Gewissen. Warum auch? Die weiten Reisen wären den Kindern nicht gut bekommen. Sie waren ja in guten Händen. Interessant ist dieses Beispiele deshalb, weil nicht etwa eine Berufstätigkeit die Mutter daran gehindert hat, mehr Zeit mit ihren Kindern zu verbringen. Sie hatte im damaligen gesellschaftlichen Verständnis einfach eine andere Rolle und eine andere Aufgaben.

Anders und doch ähnlich die Frauen aus dem Kleinbürgertum. Ein typisches Beispiel: Der Mann unterhielt einen kleinen Gewerbebetrieb. Die Ehefrau und Mutter mehrer Kinder half ihm dabei. Sie führte die Buchhaltung, führte die Auftragsliste, erledigte die Bestellungen usw. Weil sie alleine nicht mit allem fertig wurde und das Geld immer etwas knapp war, wurden zwei Töchter und ein Sohn schon im frühen Alter zu zwei allein stehenden Tanten gegeben, die sie wie eigene Kinder aufzogen. Ihre Eltern und Geschwister sahen sie nur gelegentlich bei einem Familienanlass. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts war es für Familien in knappen finanziellen Verhältnissen üblich, Kinder in andere Familien, meist verwandte, weg zu geben. Aber auch um die Kinder, die in der Familie blieben, konnte sich die damalige Gewerbefrau kaum kümmern. Stattdessen wurden die Kinder - nach Geschlecht unterschiedlich - in die Hausarbeiten eingebunden und blieben sich sonst weitgehend selber überlassen. Die Älteren schauten den Jüngeren und wenn mal etwas war, gab es ja auch noch Nachbarinnen oder vielleicht irgendwo eine Grossmutter oder Grosstante, die etwas Zeit hatte.

Nochmals anders sah die Situation der Arbeiterin aus. Auch sie verbrachte kaum Zeit mit ihren Kindern. Sie musste als Fabrikarbeiterinnen zum Familieneinkommen beisteuern. Daneben führte sie den gesamten Haushalt. Je nach Arbeitsort fühlte sie sich gar verpflichtet, den anderen Familienmitgliedern ein warmes Mittagessen auf den Tisch zu stellen, was in der Zeit vor dem convenience-food und dem Mikrowellenofen bedeutete, dass sie nach einem 14-stündigen Arbeitstag nochmals in der Küche stand, um das Essen für den kommenden Tag vor zu kochen. Ein schlechtes Gewissen hatte die Arbeitermutter aber ebenfalls nicht. Sie machte alles, wie es die Gesellschaft von ihr erwartete: Sie trug mit ihrer Arbeit zum Familieneinkommen bei und bewahrte diese damit vor der Armengnössigkeit. Gleichzeitig erledigte sie in einem enormen Kraftaufwand die Aufgaben, die ihr als Ehefrau, Mutter und Hausfrau ohne Unterstützung blieben. Diese kaum vorstellbare Mehrfachbelastung lastete allerdings sehr schwer auf diesen Frauen. Sie waren es denn auch, die sich am meisten nach einem Leben ohne Erwerbstätigkeit, einem Leben, in dem sie nur für die Familie da sein konnten, sehnten.

Mutter und Hausfrau – ein Vollzeitjob

Nach den beiden Weltkriegen änderte sich die Situation in zweierlei Hinsicht: Das Hauspersonal verschwand weitgehend. Die Mütter der Oberschicht übernahmen die Rolle des ehemaligen Kindermädchens und wurden zugleich ihr eigenes Dienstmädchen. Dieser Rollenwechsel kam einem harten sozialen Abstieg gleich. Die Frauen aus den unteren Gesellschaftsschichten schafften im Gegenzug den Aufstieg, indem sich in breiten Arbeiter- und Angestelltenkreisen der Ernährerlohn durch zu setzen begann und dies es den Müttern möglich machte, ihren Traum vom „Nicht-Mehr-Erwerbstätig-Sein-Müssen“ realisieren konnten. Einzig für die Gewerbe- und Bauernfrauen änderte sich wenig. Sie arbeiteten nach wie vor im ehelichen Betrieb, allerdings ohne eigenen Lohn und ohne Sozialversicherung.

Die Familienorganisation hat sich über die sozialen Schichten hinweg angeglichen und vereinheitlicht. Die Rollen der Ehefrau, Kinderbetreuerin, Hausfrau und Familienorganisatorin wurde in der Person der Mutter vereinigt. Damit wuchs der Verantwortungsbereich deutlich an. Die Mütter aus der Oberschicht hatten keine andere Wahl, als der neuen Aufgabe einen hohen Stellenwert zu geben, um damit ihren sozialen Abstieg zu kaschieren. Die Frauen aus der Unterschicht zogen ideologisch gleich, indem sie ebenfalls die neue Mutterrolle als äusserst wichtig empfanden, war es doch immerhin diese Aufgabe, die es ihnen erlaubte, nicht mehr zum Familienhaushalt finanziell beizutragen.

So entstand der Muttermythos, der in den späten 50er Jahren und den 60er Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Diese Lebensform war einerseits weitgehend unumstritten, weil sie von allen Gesellschaftsschichten gelebt oder angestrebt wurde. Sie war aber auch unbestritten, weil der weitaus grösste Teil der Frauen Mütter waren, meist von mehreren Kindern. Trotz der bedeutenden Rolle, die der Mutter zukam, wurde aber um die Kinderbetreuung kein grosses Aufheben gemacht. Die Mutter war zwar zuhause. Sie hatte aber den Haushalt zu erledigen. Diese Aufgabe stand im Vordergrund. Es galt Beeren einzukochen, Kleider zu nähen oder zumindest zu flicken, Kuchen für den Sonntagsbesuch zu backen usw. Die Kinder waren bei der Mutter. Mit den Kindern zu spielen oder mit ihnen Ausflüge zu machen, hätten nach dem Krieg viele als Zeitverschwendung empfunden. Hingegen war es selbstverständlich, dass die Kinder zur Haus- und Umgebungsarbeit bei gezogen wurden. Sie mussten einkaufen, beim Rüsten des Gemüses helfen, die Haustiere versorgen oder den jüngeren Geschwistern schauen.

Wohl des Kindes als Vorwand zur Machterhaltung

Parallel zu diesen gesellschaftlichen Entwicklungen liefen die konjunkturellen Zyklen. Der Arbeitskräftemangel der 50er Jahre beispielsweise drohte ein erstes Mal, das neue Familienideal in Frage zu stellen. Sollte man nicht doch versuchen, die Frauen auf den Arbeitsmarkt zurück zu holen? Man entschied sich in der Schweiz – übrigens im Unterschied zu Schweden - für eine andere Strategie. Statt der Schweizerfrauen wurden die Ausländerinnen und Ausländer geholt. Interessant ist die Begründung dieser Strategie: Es sei dem Wohl des Kindes abträglich, wenn die Mütter erwerbstätig seien und die Kinder von anderen Personen, zum Beispiel in einer Krippe, mit erzogen werden müssten. Die Mutter gehöre zum Kind. Diese Überzeugung hinderte unser Land aber nicht daran, Gastarbeiterinnen als Arbeitskräfte zu rekrutieren, obwohl klar war, dass sie damit nicht nur zeitlich, sondern oft auch geografisch von ihren Kindern getrennt wurden. Diese wuchsen nämlich damals meist bei den Grosseltern in Italien auf, während die Eltern versuchten, in der Schweiz eine Existenz aufzubauen. Und wenn sie in der Schweiz waren, schauten die Nonnen in den Asili Italiani auf die Kleinen. Nicht alle Kinder schienen das selbe Recht auf ihr so genanntes Wohl zu haben.

Der Verdacht liegt nahe, dass dieses Wohl schon damals hinhalten musste, um andere Ziele zu rechtfertigen. Mit dem neuen Familienmodell festigte sich nämlich in erster Linie die Rolle des Vaters als Geld verdienendes Familienoberhaupt. Nicht das Arbeiten an sich war vielen Männern ein Dorn im Auge – wie bereits erwähnt, taten dies die Gewerbe- und Bauernfrauen ja nach wie vor. Es war das eigene Geld, das eine grosse Verunsicherung auslöste. Und so mussten sich Frauen, die trotz der gesellschaftlichen Norm, ihren Beruf nie aufgaben oder bereits als Mutter kleiner Kinder wieder in den Beruf einstiegen, vorwerfen lassen, dass es ihnen nur darum ginge, eigenes Geld zu verdienen. Etwas, das als sehr verwerflich dargestellt wurde, vor allem, weil dieser Wunsch nach eigenem Verdienst offensichtlich stärker als das Verantwortungsgefühl gegenüber der Familie war.

Es gab nebst dieser Frage der ökonomischen Freiheiten der Frauen aber auch noch einen anderen wichtigen Grund, der gegen die Erwerbstätigkeit „ausser Haus“ sprach. Ich möchte diesen mit einer wahren Episode aus dem Jahre 2003 veranschaulichen. Damit ist auch gleich gesagt, dass sich gewisse Widerstandsmuster über all die Jahrzehnte hinweg nicht verändert haben. In einer Gemeindeversammlung, in der über einen Kredit für einen Mittagstisch debattiert wurde, griff ein Mann entrüstet in die Diskussion ein: „Und wer chocht denn mir?“ war seine zentrale Frage, mit der er gegen den Antrag antrat. Das damals neue Familienmodell – heute traditionell genannt – mit der Frau, die zuhause war, hat eben gleichzeitig gewährleistet, dass auch der Mann jederzeit auf eine sichere Versorgung zählen konnte. Stundenpläne, die ein Leben ausserhalb des Haushalts verunmöglichten, waren aus dieser Perspektive sehr praktisch. Sie banden die Frau ans Haus, man wusste, wo sie war und man konnte sich darauf verlassen, dass der Mittagessen pünktlich auf dem Tisch stand.

Von der Wahl zu Qual?

Doch dann passierten zwei entscheidende Dinge: Erstens verbesserte sich die Ausbildung der Frauen massiv. In die Mittelschulen meldeten sich immer mehr Mädchen an, die Universitäten öffneten sich und verschiedene anspruchsvolle Berufslehrgänge entstanden. Und zweites wurde die Pille erfunden. Die Mutterschaft wurde freiwillig und setzte einen bewussten Entscheid voraus. Beide Entwicklungen waren eine grosse Befreiung für die Frauen. Erstmals standen sie vor einer echten Alternative, was ihren Lebensentwurf betraf. Als gut ausgebildete Frauen konnten sie problemlos eine eigenständige Existenz aufbauen. Sie konnten auch kinderlos mit einem Partner zusammen leben. Oder sie konnten Kinder haben. Zwei, drei, aber eben auch nur eins. Plötzlich hatten die Frauen die Wahlfreiheit.

Doch die Freude über diese neuen Perspektiven dauerte nicht lange. Mit der Wahlfreiheit kam auch die Konkurrenz der Lebensmuster. Und so sind die vergangenen drei Jahrzehnte geprägt von den oft erbitterten Kontroversen zwischen den erwerbstätigen und den nicht erwerbstätigen Müttern. (Mit Blick in die Zukunft können wir davon ausgehen, dass der Konflikt noch etwas komplexer wird. Indem die Zahl der kinderlosen Frauen massiv ansteigt, werden auch die Verteilungskämpfe zwischen Menschen mit und solchen ohne zunehmen. In Bälde wird rund die Hälfte der Frauen kinderlos bleiben. (Heute ist es gut ein Drittel, bei den Akademikerinnen sind es bereits vier von zehn Frauen, die keine Kinder haben.) Das Leben der kinderlosen Frauen gleicht demjenigen des gleichaltrigen Mannes weit mehr als demjenigen einer gleichaltrigen Mutter. Volle Erwerbstätigkeit, viele Kontakte über die Arbeitswelt, Bestätigung durch den Beruf.)

Aber auch zwischen den erwerbstätigen und den nicht-erwerbstätigen Müttern sind kaum Versöhnungs- und Annäherungsbemühungen auszumachen. Waren es in den 70er und 80er Jahren vor allem die berufstätigen Mütter, die laut und prononciert auf die Vorteile ihres Lebensmusters hinwiesen, sind es heute eher die nicht-erwerbstätigen Mütter, welche die Kontroverse anheizen. Wer ein Kind wolle – und das könne man heute schliesslich selber

entscheiden – müsse nachher bereit sein, andere Wünsche zurück zu stecken. Die Kinder einfach in eine Krippe abzuschieben, sei verantwortungslos und belaste zudem den Staat. So würden heute Familien, in denen die Mutter auf ein zusätzliches Einkommen verzichte, auf Kosten jener leben, die nur noch an die Selbstverwirklichung dächten und nach immer mehr materiellem Glück strebten.

Die erwerbstätigen Mütter hingegen weisen darauf hin, dass ohne sie unsere Wirtschaft schon längst still stehen würde. Kein Altersheim, kein Spital, kein Restaurant, aber auch keine Verwaltung oder kein Unternehmen komme heute mehr ohne die erwerbstätigen Mütter aus. Zudem nehmen sie für sich in Anspruch genauso verantwortungsvolle Mütter zu sein. Kinder bräuchten schliesslich auch andere Bezugspersonen, die Fixierung auf die Mutter sei völlig unnatürlich und führe dazu, dass Kinder ihr Selbstwertgefühl nicht genügend entwickeln könnten. Und zudem – so die erwerbstätigen Mütter – würden die Väter auch nicht vor die Entscheidung Beruf oder Familie gestellt. Wenn schon, müssten sich erst mal die Väter mehr in der Familie engagieren.

Und was sagen diese Väter zu diesem jahrzehntelangen Streit? Unterschiedliches. Es gibt sie, die Männer, die für die berufliche Perspektive der Frau zurückstehen und die eigenen Karriere verlangsamten oder gar aufgeben. Aber sie sind selten. Es gibt sie auch, die Männer, welche nach wie vor daran festhalten, dass die Frau ins Haus gehört. Schliesslich sei er Manns genug, um die Familie durchzubringen. Aber sie werden seltener. Am meisten verbreitet sind wohl diejenigen Väter, die den Konflikt folgendermassen von sich fern halten: „Natürlich soll meine Frau weiterhin berufstätig sein, wenn sie es möchte und wenn sie es schafft.“

Überbetreut und unterschätzt

Und so sind wir in der Gegenwart gelandet, in einer Zeit also, in der immer mehr Ehen geschieden werden, immer weniger Kinder zu Welt kommen, und in der auf den verbleibenden Kindern immer mehr Erwartungen lasten.

Seit Frauen wählen können, ob sie Mutter werden wollen oder nicht, tragen sie auch die volle Verantwortung(, sagt man). Um diese wahrnehmen zu können, wollen sie die vollständige Kontrolle über alles, was mit den Kindern passiert. Die Kinder und die Sorge um sie rückt vollkommen in den Mittelpunkt des Lebens. Anderes ist nur noch erlaubt, wenn es ganz sicher nicht zu Lasten der Kinder geht.

Zwar entspricht der heutige gewährende Erziehungsstil durchaus den gesellschaftlichen Vorstellungen breiter Schichten. Doch verbirgt sich dahinter oft eine völlige verblüffende Aufopferung der Eltern, insbesondere der Mütter. Während früher in den meisten Familien ökonomische Zwänge den Wünschen natürliche Grenzen setzten, besitzen heute sehr viele Familien soviel finanziellen Spielraum, dass sie die Wünsche der Kinder erfüllen könnten. Noch nie haben Eltern in diesem Land so viel Zeit und Geld für ihre Kinder ausgegeben wie heute. Da lohnt sich die Frage: Hat sich diese Entwicklung so ausgewirkt, dass die Kinder und Jugendlichen heute liebenswürdiger, heiterer, friedfertiger oder sozialer wären als die früherer Generationen?

Viele Kinder werden heute bedient, wie früher nur Oberschichtsangehörige von ihren Diensthofen. Die Mutter räumt ihr Zimmer auf, putzt und wäscht und kocht für sie, hilft ihnen bei den Schulaufgaben, ruft dem Vater des Schulkollegen an, um sich für dessen Verhalten gegenüber ihrem Sohn zu beschweren, chauffiert die Kinder in die Schule und zu Freizeitaktivitäten, organisiert dem Arzttermin, nimmt Telefons entgegen und erledigt Botengänge. Damit erleben diese Kinder die Familie kaum mehr als ein gemeinsames

Projekt, an dem alle mitarbeiten und zu dem alle etwas beitragen müssen. Sie erleben die Familie viel mehr als ein Serviceunternehmen, in dem man (und das heisst vor allem die Mutter) ihnen zur Verfügung stellt, was ihnen zusteht. Das führt nicht nur zu Bequemlichkeit und zu wachsenden Ansprüchen. Es bringt die Kinder auch um eine wichtige Bestätigung, um das Gefühl von Stolz, das daher rührt, einen wichtigen Beitrag an die eigenen Gruppe geleistet zu haben.

Wohl auch aus dem bereits erwähnten übersteigerten Verantwortungsgefühl trauen die Eltern und insbesondere die Mütter den Kindern kaum noch etwas zu. Überall lauern Gefahren. Auf dem Schulweg werden sie begleitet, auch dem Spielplatz überwacht und wenn sie in einen Streit verwickelt sind, greifen die Mütter sofort ein. Sind sie mal etwas älter und wird ihr Aktionsradius grösser, kommt das Handy ins Spiel. „Ruf mich sofort an, wenn ihr heil angekommen seid“, heisst es beim Abschied ins Pfadilager. Und selbstverständlich wird regelmässig ein abendliches SMS erwartet.

Wie wirkt diese gut gemeinte Fürsorglichkeit auf Kinder und Jugendliche? Sicher ist sie hier und da bequem. Letztlich aber untergräbt sie das Selbstbewusstsein und das Selbstwertgefühl unseres Nachwuchses. „Offensichtlich ist die Welt zu gefährlich für mich. Ich kann darin wohl kaum bestehen.“ Den Kindern wird zu wenig zugetraut, sie werden unterfordert.

Gleichzeitig werden Kinder aber nicht nur unterfordert, sondern auch überfordert. Dann zum Beispiel, wenn es darum geht, Entscheide zu fällen, die eigentlich in den Verantwortungsbereich der Eltern fallen würden: „Wann hast du das Gefühl, dass du heute ins Bett willst?“ Hast du dir schon überlegt, was du zum Zmittag willst?“ sind typische Fragen, mit denen man unangenehmen Entscheiden und einem möglichen Konflikt ausweichen will. Solche Konfliktvermeidungsstrategien sind aber nicht im Interesse des Kindes. Ein Psychologe sagte es mal so: Nur dort, wo es Reibung gibt, kann Wärme entstehen.

Mehr Luft und weniger Servicekultur

Die Behauptung mag provokativ sein und gerade deshalb stelle ich sie hier in den Raum. Unsere Kinder haben heute nicht zu wenig Aufmerksamkeit, sondern zu viel. Und sie haben nicht zu wenig Mutter, sondern zu viel. Was sie hingegen zu wenig haben, sind angemessene Freiräume und Gelegenheiten, sich selber zu behaupten. „Big mother is waching you“ ist eine verhängnisvolle Erziehungssituation. Die permanente Nähe der Mutter engt die Kinder ein. Um diese Nähe überhaupt auszuhalten, werden Konfliktrisiken gleichzeitig aus dem Weg geschafft, was zu den beschriebenen absurden Formen von Mitbestimmung führt.

Wenn ich in die Zukunft blicke, träume ich von Müttern, welche die Erziehungsverantwortung wie zu früheren Zeiten teilen. Mütter, die den Kindern von klein auf die Chance zu stabilen, selbst gesteuerten Beziehungen über die Familie hinaus geben. Mütter, die den Kindern, gerade weil sie sie lieben, den Zugang zu anderen Personen in unserer Gesellschaft ermöglichen. Zum Beispiel in einer Krippe. Oder später in einem Hort, der oft als Brücke zwischen Familie und Schule funktionieren kann. Ich träume von Müttern, welche die Verantwortung für ihre Kinder ernst nehmen, Verantwortung aber nicht mit Allmacht und Kontrolle verwechseln. Ich träume von Müttern, die ihre eigene Bedeutung für das Lebensglück und den Lebenserfolg ihrer Kinder etwas relativieren.

Ich träume von Müttern, die den durch die geteilte Erziehung gewonnene Freiraum dazu nutzen, um eigenes Geld zu verdienen und somit ökonomisch unabhängig zu werden. Mütter, die den Realitäten ins Auge schauen und das Kleingedruckte der Partnerschaft - dort

wo geschrieben steht, dass mehr als jede dritte Ehe in den ersten sieben Jahren geschieden wird - auch lesen.

Die grosse Aufopferung der Mütter für die Kinder hat in den letzten fünfzig Jahren dazu geführt, dass die Geburtenzahl deutlich zurückging. Es gilt also die Regel: Je mehr wir die Kinder ins Zentrum stellen, desto weniger Kinder gibt es. Diese Spirale müssen wir umdrehen. Wer morgen noch Mütter will, muss heute in die Vereinbarkeit von Familie und Beruf investieren. Wir müssen vom oft grotesken Tanz ums Kind Abstand nehmen. Die Kinder brauchen mehr Luft und gleichzeitig weniger Servicekultur.

Irgendwann werden unsere Enkelinnen einen Vortrag über Mütterbilder halten. Sie werden dabei von einem gesellschaftspolitischen Ausnahmezustand sprechen, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geherrscht habe und anschliessend schildern, wie die Frauen allmählich gelernt hätten, dass das bewusste Ja zu einem Kind nicht die Selbstaufgabe erforderte. „Meine Kinder sind mir wichtig. Mein Beruf auch!“

Für diese Träume engagiere ich mich. Ich hoffe, Sie auch!